

THEOLOGISCHE REVUE

116. Jahrgang

– April 2020 –

Reckwitz, Andreas: Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne. – Berlin: Suhrkamp 2019. 304 S. (edition Suhrkamp, 2735), brosch. € 18,00 ISBN: 978-3-518-12735-3

Da die Eule der Minerva ihren Flug, wie Hegel in seiner Rechtsphilosophie sagt, erst mit der einbrechenden Dämmerung zu beginnen pflegt, ist es kaum bzw. nur sehr schwer möglich, den Geist der eigenen Zeit präzise auf den Begriff zu bringen. Andreas Reckwitz, Prof. für Vergleichende Kultursoziologie an der Europa-Univ. Viadrina in Frankfurt an der Oder, hat dennoch einen entsprechenden Versuch unternommen. Nach seinem Werk *Die Gesellschaft der Singularitäten* von 2017, für das er den Bayerischen Buchpreis in der Kategorie Sachbuch erhielt, legt er eine weitere soziokulturelle Analyse der aktuellen Lage der sog. Spätmoderne vor, welche andere Kultur- und Sozialwissenschaftler die „Zweite Moderne“, „Hypermoderne“ oder „Postmoderne“ nennen. Konkret geht es um die gesellschaftliche Entwicklung in den dreißig Jahren seit dem Ende des Kalten Krieges 1989/90, den manche, wie der amerikanische Politikwissenschaftler Francis Fukuyama, mit dem „Ende der Geschichte“ überhaupt meinten gleichsetzen zu können. Diese These mutet, wie R. zu Recht konstatiert, aus heutiger (aber, wie man hinzufügen darf, nicht nur aus heutiger, sondern schon aus damaliger) Sicht, „reichlich blauäugig an“ (9).

Die Annahme, die institutionellen Ordnungen in Kultur, Politik und Wirtschaft hätten ein Ende bzw. ein dergestaltetes Stadium ihrer Entwicklung erreicht, in der Fortschritt permanent geworden und auf definitive Dauer gestellt sei, hat sich inzwischen als Illusion erwiesen. Desillusionierungen, Dystopien und Nostalgien beherrschen in Deutschland sowie in den westlichen Gesellschaften und darüber hinaus das Feld. An die Stelle vermeintlicher Eindeutigkeit ist Uneindeutigkeit und Ambivalenz getreten. R. plädiert dafür, diese Situation als Chance zu begreifen. Seine programmatische Maxime lautet „Ambiguitätstoleranz“: „Wer Ambivalenzen aushalten und produktiv mit ihnen umgehen kann, ist in der Spätmoderne klar im Vorteil.“ (16) Die Formel von einer „Gesellschaft der Singularitäten“ (19), die den Titel für ein unmittelbar vorhergehendes Buch von R. abgab, gehört hierher. R. kann auch von einer „Gesellschaft des radikalisierten Individualismus“ (ebd.) sprechen, betont aber zugleich, dass „Prozesse der Singularisierung nicht nur auf menschliche Individuen beschränkt“ (20) sind, sondern die Struktur der spätmodernen Gesellschaft systemisch und auf transindividuelle Weise prägen.

Die spätmoderne Transformation vormaliger Sozialgestalten, die man signifikanterweise als integriert oder formiert bezeichnete, in singularitätsbestimmte Gesellschaftsverhältnisse bringt Desintegrationen zwangsläufig mit sich. Denn die gesellschaftliche Prämierung des Besonderen gegenüber dem Allgemeinen, des Außergewöhnlichen gegenüber dem Üblichen, des Singulären

gegenüber dem Gleichen etc. bedeutet „die Abwertung von jenem, was nunmehr als standardisiert oder massenhaft im Hintergrund verschwindet. Die allseitige Singularisierung des Sozialen erzeugt also unter gegenwärtigen Bedingungen unweigerlich und systematisch strukturelle Asymmetrien und Disparitäten.“ (22) Auf die Analyse der insbes. für westliche Gesellschaften charakteristischen „Doppelstruktur von Singularisierung und Polarisierung“ (22), aus der heraus R. u. a. das Umsichgreifen eines aggressiven Populismus in Reaktion auf einen Liberalismus zu erklären sucht, „der radikal auf Wettbewerb und Differenz, auf eine Dynamisierung und globale Entgrenzung des Sozialen, Ökonomischen und Kulturellen setzt“ (24), sind die fünf Studien konzentriert, die in dem Band gesammelt und von denen vier eigens für ihn verfasst worden sind.

Der erste, bereits in zwei früheren Fassungen publizierte Text handelt von Hyperkultur und Kulturessenzialismus als zwei konträren Kulturalisierungsmodi bzw. Umgangsweisen mit Kultur. „In der einen, der Hyperkultur, gibt die Kultur der Selbstentfaltung von Individuen eine Form und der Diversität auf globalen Märkten einen Raum, in der zweiten Umgangsweise, dem Kulturessenzialismus, wird Kultur als fester Ort beziehungsweise als Medium der kollektiven Identität von Gemeinschaften begriffen.“ (24f) Als Alternative zu Hyperkultur und Kulturessenzialismus, die ihren Gegensatz zumindest tendenziell zu beheben verspricht, bringt R. den Vorschlag, was er Kultur des Allgemeinen bzw. kulturelle Arbeit an ihm nennt („Doing universality“ [52]). Intendiert ist eine Einheit der Verschiedenen als Verschiedener im Bewusstsein der Gleichursprünglichkeit von Individualität und Sozialität. Sie soll den Gegensatz von Homogenität und Heterogenität im Sinne einer strukturellen Identität von Identität und Differenz überwinden, in der Andersheit anerkannt und Alteritätsanerkennung als Wirkmittel von Gemeinschaft fungiert.

Ob dieses Modell auch für den ökonomischen Bereich und unter den Bedingungen eines globalisierten Kapitalismus taugt, erprobt R. in einem zweiten Text, der von der Erosion einer nivellierten Mittelstandsgesellschaft, wie sie z. B. für die sog. Alte Bundesrepublik kennzeichnend war, und einer neuen sozialen Drei-Klassen-Struktur in den westlichen Ländern handelt, deren Rahmenbedingungen durch Postindustrialisierung, Digitalisierung, Bildungsexpansion und Wertewandel im Zuge eines fortschreitenden Liberalisierungsprozesses bestimmt seien. Eine neue – akademisch geprägte – Mittelklasse entwickle sich zur Führungsschicht, die erfolgreich Selbstverwirklichung und urbanen Kosmopolitismus verbinde und die alte, durch Sesshaftigkeit und Ordnung charakterisierte Mittelklasse in die soziokulturelle und insbes. in die ökonomische Defensive dränge, mit der Folge, dass die Grenze zur prekären, in vielerlei Hinsicht deklassierten Unterschicht eines sog. Dienstleistungsproletariats mit geringem Einkommen fließend werde. Bleibt hinzuzufügen, dass sich über der spätmodernen Drei-Klassen-Gesellschaft (neue Mittelklasse, alte Mittelklasse, prekäre Klasse) die Oberschicht der sog. Superreichen erhebt, deren Privatvermögen sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten exorbitant gesteigert hat, und zwar in den meisten Fällen ohne Einsatz dessen, was man traditionell Arbeitsleistung genannt hat.

Was das Verhältnis von Ökonomie und Kultur betrifft, so gelangt R. zu der Auffassung, „dass das Verhältnis der Klassen zueinander nicht auf materielle Ungleichheiten zu reduzieren ist, sondern der kulturelle Faktor der symbolischen Auf- und Abwertung grundlegend wirkt“ (25). Das kann man einerseits so sehen. Auf der anderen Seite lässt sich schwer leugnen, dass Kultur selbst vielfach ökonomisiert und zur Funktion des Kapitals herabgesetzt wird. In dem dritten Text, welcher den Strukturwandel des westlichen Kapitalismus im Übergang von der industriellen zur postindustriellen Ökonomie thematisiert, wird u. a. genau dies gezeigt und auf die Tendenz zu einer immer extremer

werdenden Ökonomisierung aller Bereiche des Sozialen verwiesen. Zwar rangieren im postindustriellen Kapitalismus kulturelle und kognitive Güter vor funktionalen Standardgütern und stehen an der Spitze der momentanen Werteskala. Aber gerade ihre Monetarisierung droht kulturelle und kognitive Güter zugleich um ihren selbstbestimmten Eigenwert zu bringen und sie so zu entwerten. Die Gefahr ist nicht von der Hand zu weisen, dass das Kapital von Theoriewissen und kultureller Praxis zuletzt allein der Expansion des Marktes und der Totalisierung eines Kapitalismus dient, der sich von Realien tendenziell ablöst und reflex wird, um sein Vermögen allein auf sich zu gründen, womit das Ökonomische theologische, um nicht zu sagen: gotteslästerliche Dimensionen angenommen hätte.

R. hat recht, wenn er das künftige Heil nicht von der nostalgischen Illusion einer möglichen Rückkehr „ins Idyll der nationalen Industrieökonomien“ (201) erwartet. Indes ist damit die Annahme nicht falsifiziert, dass der kulturell-kognitive Kapitalismus mit der tendenziellen Ablösung von realen Gebrauchsgütern des alltäglichen Lebens im Zuge seiner Selbstüberhöhung mittelfristig seine ökonomische Basis verlieren wird. Auch dies ist ein Grund für die von R. geteilte Forderung, den Expansionsbestrebungen eines ins Extrem gesteigerten Kapitalismus, der alle gesellschaftlichen Subsysteme bis hin zu Kunst und Religion zu dominieren trachtet, entgegenzutreten und seine Totalisierungstendenzen in die Schranken zu weisen.

Totalitäre Züge zeigt ein Kapitalismus, der sich für allvermögend erachtet, nicht zuletzt darin, dass er die Sphäre des Privaten zu okkupieren und um ihre Privatheit zu bringen trachtet. Mit dieser Entwicklung beschäftigt sich R.s vierter Text „Erschöpfte Selbstverwirklichung: Das spätmoderne Individuum und die Paradoxien seiner Emotionskultur“. Die Lebensform spätmoderner Individuen ist R. zufolge durch eine nicht selten ökonomisch induzierte Positivkultur der Emotionen bestimmt, in der der Umschlag ins Negative systemisch vorprogrammiert ist, sodass eine übermäßig gesteigerte Erwartungshaltung zwangsläufig „Enttäuschung und Frustration, Überforderung und Neid, Wut, Angst, Verzweiflung und Sinnlosigkeit“ (206) nach sich zieht. Die am Modell kapitalistischer Vermögenssteigerung orientierte Selbstverwirklichungskultur erweist sich so als Generator negativer Emotionen.

Defätismus eröffnet ebenso wenig einen Ausweg aus der Enttäuschungsspirale, wie er die emotionskulturellen Paradoxien des spätmodernen Individuums in Sinn zu verwandeln vermag. Eine Behebung des zu konstatierenden Widersinns erwartet R. nicht von pauschaler Kulturkritik, sondern von der Kultur eines, wenn man so will, gepflegten Realismus, der – ambiguitätstolerant – mit den Widersprüchen des eigenen und des Daseins anderer umzugehen und Affektkontrolle durch reflexionsvermittelte Affektdistanzierung auszuüben vermag. Auch die Bewältigung gesellschaftlicher Paradoxien erwartet R. im Wesentlichen von Ambiguitätstoleranz und einem neuen politischen Paradigma, das, wie es in der Überschrift des fünften und abschließenden Textes heißt, vom apertistischen zum einbettenden Liberalismus führt. Was er unter einem solchermaßen transformierten Liberalismus versteht, hat R. in einem in der *Süddeutschen Zeitung* vom 11. November 2019 (Nr. 260, S. 14) abgedruckten Interview unter Bezug auf ein Regulierungsparadigma erklärt, das „die Dynamisierung nicht abwürgt, aber eben ‚einbettet‘. Es steht hier eine Regulierung der Märkte an, etwa wenn es um Infrastruktur, Wohnen, Grundsicherung geht. Aber es geht auch um kulturelle Integration, um eine Sicherung von Grundwerten. Man denke nur an die Verrohung der Kommunikation im Internet.“

Von populistischen Rufen nach verschärfter Ordnung und Sozialdisziplinierung sowie nach einer nationalstaatlichen Restauration der ökonomischen Verhältnisse grenzt sich R. dezidiert ab. Er warnt aber zugleich vor einem Umgang mit dem weniger in der sog. Unterklasse, als in Teilen der von Deklassierung bedrohten alten Mittelklasse verbreiteten Populismus, der selbst populistische Züge anzunehmen droht, insofern er die strukturellen Gründe populistischer Tendenzen verkennt oder die Einsicht in sie bewusst verstellt. Das beste Heilmittel gegen reaktionäre Bewegungen ist die Einhegung eines Raubtierkapitalismus, zu dessen Symptomen der Populismus gehört. Das neoliberale Dynamisierungsparadigma, welches seit den 1980er-Jahren das in der Nachkriegszeit dominierende Regulierungsparadigma ablöste, hat zu einer Überdynamisierung und zu einer extremen Form des Kapitalismus geführt, der nicht mehr nur und auch nicht mehr primär materielle, sondern v. a. immaterielle Güter radikal vermarktete und soziale Ungleichheiten von großem Ausmaß herbeiführte.

Die Schere zwischen Arm und Reich geht auch hierzulande seit Jahren immer weiter auseinander. Dem muss auf allen Ebenen und möglichst international und global gegengesteuert werden. Das neoliberale Dynamisierungsparadigma ist v. a. wegen einer Tendenz zur Totalisierung des Ökonomischen in eine Krise geraten, die sich als grundstürzend erweisen könnte. R.s Buch kann dazu beitragen, dass es dämmert und dem öffentlichen Bewusstsein noch vor Einbruch der Nacht ein Licht aufgeht, das einen neuen Tag herbeiführt, nicht den Jüngsten zwar, wohl aber einen solchen, der, was wertvoll und wohlhabend heißt, nicht nur am Eigenbesitz, sondern am Allgemeinwohl bemisst. Möge dieser Tag zum Alltag werden!

Über den Autor:

Gunther Wenz, Dr., emeritierter Professor für Systematische Theologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der LMU und Leiter der Wolfhart-Pannenberg-Forschungsstelle an der Hochschule für Philosophie München (Gunther.Wenz@hfph.de)